

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 53.

Berlin, Mittwoch den 3. Mai

1843.

England.

Ueber den jetzigen Zustand der Philosophie in England.

Vom Prof. Bencke.

Man hat es nicht selten, und gewissermaßen mit Recht, als eine höchst auffallende und räthselhafte Erscheinung hervorgehoben, daß dasjenige Volk, welches der Philosophie im siebzehnten Jahrhunderte einen Bacon, Hobbes und Locke, im achtzehnten einen Berkeley, Hume, Hutcheson, Ferguson, Adam Smith, Reid und so viele deos minorum gentium gegeben hat, gegenwärtig für diese Wissenschaft völlig erstorben zu seyn scheint. Die Sache wird noch auffallender, wenn man bedenkt, daß die Materialien für eine gesunde Philosophie, interessante und bedeutende Bilder des geistigen Lebens, bis auf den heutigen Tag bei keinem anderen Volke in größerem Reichthume und Mannigfaltigkeit, nicht nur für die unmittelbar frische Anschauung, sondern auch, bei ausgezeichneten Geschichtsschreibern und naturtreuen Dichtern, in derjenigen Verarbeitung vorliegen, welche zur wissenschaftlichen Erkenntnis hinüberführt. Dessenungeachtet scheint seit Dugald Stewart's Tode in England eine selbständige und umfassende philosophische Forschung gänzlich aufgehört zu haben. Die seitdem erschienenen, einigermaßen bemerkenswerthen Werke, wie des berühmten Schottischen Leibarztes Abercrombie *Inquiries concerning the intellectual powers and the investigation of truth* (1830), Herschel's *Preliminary discourse on the study of natural philosophy* (1831), Whewell's *Philosophy of the inductive sciences* (1840), und früher Bentham's Werke über Rechtsphilosophie, sind gewissermaßen mehr gelegentlich von Männern ausgegangen, deren Thätigkeit eigentlich anderen wissenschaftlichen Gebieten angehörte: was Männer von Fach herausgegeben haben, wie neuerlich William Hamilton's (Professor der Logik und Metaphysik in Edinburg) „*Philosophische Fragmente*“, ist, wie auch schon der Titel dieses Buches andeutet, von bruchstückartigem und wenig bedeutendem Charakter. Es fragt sich nun: wie haben wir diese auffallende Erscheinung zu erklären?

Die Gründe können entweder in Demjenigen liegen, was neben der Philosophie gegeben ist, oder in der philosophischen Entwicklung selbst.

Für das Erstere hat man dreierlei angeführt: die fortwährende Spannung auf das Politische, die überwiegende Richtung auf die Wissenschaften und Künste des Materiellen, und den beschränkenden Einfluß der herrschenden Kirche. — Ich will die Einflüsse dieser Ursachen keinesweges ganz in Abrede stellen; aber ich glaube nicht, daß eine von ihnen, oder daß selbst alle zusammen, auch nur von weitem, hinreichen, die angegebene Erscheinung zu erklären.

Was zuerst die politische Spannung betrifft, so ist dieselbe doch in keiner Art gegenwärtig größer in England, als in früheren Zeiträumen, wo die Philosophie dessenungeachtet in Blüthe stand. Hobbes schrieb und erwarb für seine Forschungen allgemeines Interesse während der Unruhen unter Karl I. und Cromwell; Locke arbeitete sein unsterbliches Werk unter Karl II. und Jakob II., und während er dem Grafen von Shaftesbury in die Verbannung gefolgt war. Wo nur sonst das Interesse für philosophische Forschung nicht gehemmt ist, werden sich immer Solche finden, die durch ihre Eigenthümlichkeit von den Stürmen draußen abgezogen und nur um so mehr auf die Beschäftigung mit dem eigenen Geiste konzentriert werden. Während das Interesse für die französische Revolution ganz Europa spannte, sind bei uns gerade die abstrusesten philosophischen Systeme entstanden.

Eben so wenig aber genügt, zweitens, die vorherrschende Richtung auf die Wissenschaften vom Materiellen für die geforderte Erklärung. Denn warum sollten nicht beiderlei Wissenschaften neben einander in Blüthe stehen können? namentlich in England, wo ja bereits seit Locke als anerkannt feststeht, daß die Philosophie nach derselben Methode wie die Naturwissenschaften zu behandeln sey, und also, wie zwischen den Naturwissenschaften unter sich, so auch zwischen diesen und den Wissenschaften von der geistigen Welt eber eine gegenseitige Förderung und Spannung zu erwarten wäre.

Von weit bedeutenderem Gewichte ist allerdings der beschränkende Einfluß der Kirche. Je mehr die sonstigen Bildungsverhältnisse in der letzten Zeit demselben entgegengewirkt und die Interessen der herrschenden Kirche in Gefahr gebracht haben, um so eifriger, und gleichsam krampfhaft, haben die Mitglieder derselben an Demjenigen, was ihnen noch übrig geblieben war, und namentlich an den alterthümlichen Instituten der Universitäten fest-

gehalten. Schon seit geraumer Zeit wird nicht nur an den Englischen, sondern selbst an den Schottischen Universitäten kaum irgend eine Professur, selbst von der Theologie ganz zur Seite liegenden und neutralen Wissenschaften, anders als mit Geistlichen besetzt, auch wenn dieselben anderen Bewerbern bei weitem nachstehen; und es leuchtet auf den ersten Anblick ein, wie dies am verderblichsten gerade auf diejenigen Wissenschaften einwirken muß, welche mit der Theologie am nächsten zusammenhängen und kollidiren. Von jeher hat es in England nicht an Zeloten gefehlt, welche selbst die Philosophie Locke's (in dessen Werken doch Kommentare über die Paulinischen Briefe einen nicht unbedeutenden Theil einnehmen) als der Theologie feindlich zu unterdrücken gesucht haben; und noch entschiedener sind dieselben der Humeschen Skepsis entgegengetreten. Diese Feindseligkeit gegen die Philosophie hat sich in der neueren Zeit immer mehr gesteigert.^{*)} Will man hiervon ein augenfälliges Bild, so lese man die Schilderung, welche von dem Einflusse des Puseyismus, den man gewissermaßen als die Blüthe der Englischen Kirche ansehen kann, in dem diesjährigen Januar-Hefte der *Edinburgh Review* entworfen ist. „Die Früchte (heißt es hier), welche die neuerlich aufgekommene Sitte, wissenschaftliche Bestrebungen und selbst bloße literarische Studien als unwürdig, frivol und gefährlich zu verschreiben, getragen hat, liegen in schreckenerregender Weise in dem jetzigen Zustande von Oxford vor. In dieser Beziehung wenigstens wird man uns kaum widersprechen können. Es ist allgemein bekannt, wie die Vorlesungen über Wissenschaften, welche nicht geradezu von den Universitäts-Gesetzen eingeschärft sind, immer mehr und mehr verlassen werden. Der gänzliche Mangel alles Forschungsgeistes irgend einer Art, die polemische Theologie und ein oder zwei untergeordnete schönwissenschaftliche Fächer ausgenommen, ist sogar in Oxford selbst Gegenstand allgemeiner Klage. Von den Naturwissenschaften, während sie von Allen geringgeschätzt werden, sehen wir Mehrere geradezu abmahnen aus ähnlichen Gründen, wie diejenigen, aus welchen der verstorbene König von Neapel die Gelbbewilligungen für die Aufwicklung der Perikulanischen Manuskripte zu verweigern pflegte — nämlich daß darin etwas entdeckt werden könnte, was die christliche Religion über den Haufen wüßte, und dann würden Seine Majestät keine Absolution erhalten. Mit dem historischen Studium scheint es gänzlich zu Ende zu seyn, das einzige Gebiet der kirchlichen Antiquitäten ausgenommen: wie denn ein Schriftsteller der Oxfordschen Schule neulich scharfsinnig bemerkt hat, alle Geschichte sey gefährlich und müßte nach kirchlichen Prinzipien umgeschrieben werden. Ja, selbst die Studien, welche den noch nicht Graduirten vorgeschrieben sind, werden bereits nicht mehr mit dem Geiste und Eifer früherer Zeiten getrieben, selbst die Beschäftigung mit den alten Klassikern nimmt ab“^{**)} In derselben Zeitschrift findet sich ein Werk über christliche Sittenlehre von W. Sewell, Professor der Moralphilosophie zu Oxford, angezeigt, in welchem geradezu der Satz aufgestellt wird, daß die Wissenschaften, welche sich auf die materielle Welt beziehen, eben sowohl, wie die auf das Geistige sich beziehenden, nach Prinzipien und Methoden der christlichen Religion abgefaßt werden müßten.^{***)}

Aber haben wir nun wohl hierin eine vollständige Lösung des vorliegenden Problems? — Ich glaube, keinesweges. Bacon war Jurist und Staatsmann; Locke war Arzt; Hume, nachdem er der gerichtlichen Praxis, zu welcher ihn seine Familie bestimmt hatte, glücklich entgangen war, verwaltete eine Zeit lang den Posten eines Gesandtschafts-Secretairs und schrieb seine Untersuchung des menschlichen Verstandes, welche nicht nur in seinem Vaterlande höchst bedeutend fortgewirkt, sondern auch unserem Kant den Anstoß zu seiner Kritik der Vernunft gegeben hat, ungeachtet die Geistlichkeit von Schottland seine Bewerbung um die Lehrstelle der Moralphilosophie zu Edinburg scheitern gemacht hatte. Wo nur ein reger geistiger Trieb vorhanden ist, wird die philosophische Erkenntnis auch gegen den Willen einer herrschenden Kirche und ohne Professuren Fortschritte machen.

Es muß also in England an diesem regen geistigen Triebe fehlen und die gerügte Erstorbenheit, wenigstens größtentheils, nicht in dem neben der Philosophie Gegebenen, sondern in der Philosophie selbst ihren Grund haben. Und allerdings läßt sich hierfür Manches anführen, namentlich die „*Berufung auf den gesunden Menschenverstand*“, wie sie in der von Thomas Reid gestifteten und später durch Dugald Stewart vertretenen soge-

*) Ein Beispiel, bis zu welcher Höhe man dieselbe namentlich in Bezug auf Hume getrieben hat, werden wir später noch beizubringen Veranlassung haben.

**) *The Edinburgh Review*, N. 154, January 1843, p. 378 a.

***) *ebenda*, p. 466.

nannten Schottischen Schule gäng und gäbe geworden ist. Wie sehr man auch den gesunden Menschenverstand in Ehren halten muß, selbst in der Philosophie: so darf man denselben doch nicht als End- und Ruhepunkt für die philosophische Forschung betrachten; sonst wird er zum Ruhefelsen für die Denkfaulheit. So ist es (dies läßt sich nicht leugnen) zum Theil in England geschehen: die Denkkraft gelähmt worden, indem man nach der herrschend gewordenen Ansicht ihre Bestrebungen eben da aufhören ließ, wo sie erst hätten mit rechter Spannung anfangen sollen. Aber wir sind auch hiermit unstreitig noch nicht zum Ende gelangt. Warum (so müssen wir weiter fragen) hat man sich dieser zur Denkfaulheit führenden Ansicht ergeben? — Bei uns in Deutschland war, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, während die Volksphilosophie allmählig verfiel, in dem sogenannten Eklektizismus eine ähnliche Selbstbeschwichtigung durch zu leichte Stellung der Aufgaben eingetreten; aber wir sehen denselben durch Kant's Nachruf nachhaltig unterbrochen.

Dies führt uns auf eine neue Bahn der Betrachtung. Wenn nämlich die angegebenen Gründe wenigstens nicht vollständig ausreichen wollen, um den behaupteten Verfall der Philosophie in England zu erklären: so möchte es nicht unangemessen seyn, einmal die Frage nach der entgegengesetzten Seite hin zu wenden und darauf zu stellen, ob es sich denn auch wohl wirklich dort so arg mit der Philosophie verhalte, wie man es gewöhnlich angeht. — Ich glaube, diese Frage verneinen zu müssen. Um das als Thatsache Vorliegende recht zu würdigen, muß von den bei uns davon entworfenen Darstellungen ein nicht unbedeutender Theil in Abzug gebracht werden.

Zuerst nämlich wird von uns Deutschen ein überspannter Maßstab hinzugebracht. Wir sind es von uns selber so gewohnt, daß seit einem halben Jahrhunderte jedes Jahrzehend ein neues philosophisches System, ja in der letzten Zeit, seitdem es unter den jungen Leuten Mode geworden ist, in der einen oder der anderen Richtung Hegel noch übertrumpfen zu wollen, daß jedes Jahr uns zehn neue philosophische Systeme bringt; und wo also die Produktivität hinter dieser unserer Produktivität zurückbleibt, da sehen wir schon Erstorbene. Aber ist dies nun wohl ein natürlicher, ein wünschenswerther Zustand der Philosophie? — Was hilft uns ein solches buntes Gedränge von Systemen; was helfen uns so viele Kräfteanstrengungen, wenn doch durch all dieses Gedränge und durch alle diese Kräfteanstrengungen zuletzt recht eigentlich nichts bleibend wird? Hat man doch bereits in der letzten Zeit zu der armseligen Ausflucht greifen müssen, zu behaupten, es gehöre zum Wesen der Philosophie, daß sie in alle Ewigkeit hin wechseln müsse; die Philosophie sey überhaupt nicht bestimmt, wie andere Wissenschaften, positive Erkenntnisse zu gewähren, der Gewinn aus ihr nicht ein materialer, sondern lediglich ein formaler: der der Geistesgymnastik. Unstreitig eben so lächerliche als falsche Behauptungen. Es wäre doch in der That eine herrliche „Wissenschaft der Wissenschaften“, zu deren Wesen es gehörte, nicht einmal den Forderungen einer allgemeingültigen Feststellung genügen zu können, wie sie an die gemeinste Erkenntnis gemacht werden müssen! — Form und Gehalt der Wissenschaft sind überhaupt nicht in dieser Weise auseinanderzuhalten. Die richtige Form wird sich unter Anderem unstreitig auch darin bewähren müssen, daß sie zu richtigen und standhaltenden Erkenntnissen führt; und eine Gymnastik durch eine Wissenschaft, welche dies nicht thut, wird (wie wir es auch an den Jüngern unserer neuesten Schulen nur zu augenscheinlich wahrnehmen) dem Geiste nicht gesunde Kraft und Geschicklichkeit, sondern eine krankhafte Aufregung und eine verschrobene Ausbildung mittheilen.

Also, wenn wir den hierin entgegengebrachten falschen Maßstab beseitigen: wie steht es wirklich mit der Philosophie in England? — Die wahre Philosophie ist, meiner Ueberzeugung nach, eine Wissenschaft, welche, den geistigen Entwicklungen gegenüber, beobachtend, zerlegend, hypothesenbildend und erst auf dieser Grundlage konstruierend, kurz ganz nach derselben Methode verfährt, welche bei den materiellen Erscheinungen seit länger als zwei Jahrhunderten mit so großem Erfolge angewandt worden ist. Diese Methode nun hat man in England seit Locke auch für die Philosophie des Geistes unverändert festgehalten und hierdurch Erkenntnisse gewonnen, die nicht immer wieder anderen zu weichen brauchten, sondern auf welche man in stätigem Fortschritte weiter bauen konnte. Als solche nun mußten sie sich auch für das Leben mannigfach fruchtbar betheiligen. Die Philosophie hat daher dort eine ganz andere Stellung als bei uns. Bei uns entwickelt sich dieselbe größtentheils gegen alle anderen Wissenschaften und gegen das Leben isolirt. Wie unsere Natur-Philosophie von den Bearbeitern der Natur-Wissenschaften mit Recht zurückgewiesen worden ist, so wollen die Historiker von der neueren Philosophie der Geschichte, die Juristen von den neuesten Darstellungen der Rechts-Philosophie nichts wissen; und in Einstimmung hiermit sehen wir selbst von denjenigen, welche während ihrer akademischen Jahre der Philosophie große Anstrengungen zugewandt haben, wenn sie später ins Leben eintreten, dieselbe beinahe durchaus als unnützen Ballast zur Seite geworfen. In England dagegen finden wir dies Alles mehr aus Einem Stück. Schon die im Anfange dieses Aufsatzes namhaft gemachten Bücher zeigen, wie die Philosophie von Solchen, die sich der naturwissenschaftlichen Forschung gewidmet haben, für diese fruchtbar gemacht wird; und eben so geben uns die in Biographien und sonst veröffentlichten Briefsammlungen den Beweis, wie die durch das Studium der Philosophie gewonnene Aufklärung von Männern aller Stände ihr ganzes Leben hindurch mit Liebe festgehalten und für die praktische Anwendung in Saft und Blut verwandelt wird. Von Thomas Brown's Lectures on the philosophy of

the human mind (von denen sogleich näher die Rede seyn wird) sind seit dem Jahre 1820, wo sie zuerst in vier Bänden herausgekommen sind, in England allein nicht weniger als dreizehn Auflagen erschienen (in Nord-Amerika vielleicht eben so viele). Kann sich wohl ein philosophisches Werk bei uns in Deutschland einer solchen Anerkennung rühmen? Und dürfen wir nach dem hierin vorliegenden Zeugnisse das Interesse an der Philosophie erstorben nennen? (Fortsetzung folgt.)

Marokko.

Das Reich Marokko und seine Bewohner.

(Schluß.)

Zwischen diesem Feste und dem Anfang des Mewluds findet eine dreimonatliche Pause statt. Der Mewlud ist das letzte unter den Maurischen Festen, und obgleich der Koran seiner nicht erwähnt, wird er doch mit größerem Gepränge als alle übrigen gefeiert. Der siebente oder letzte Tag dieses Festes wird für Muhammed's Geburtstag gehalten und demgemäß begangen. An diesem Tage sieht man weder Christen noch Juden auf der Straße, da es für sie gefährlich seyn würde, sich aus ihren Häusern zu entfernen. Ein ununterbrochenes Musketen-Feuer wird von Sonnen-Aufgang bis zum folgenden Morgen unterhalten, wo alle Fremde die Stadt verlassen. Die Vertheilung von Almosen, die eigentlich am zweiten Bairam erfolgen sollte, geschieht jetzt am Mewlud, und jeder gute Muselman ist verpflichtet, bei diesem Anlaß den Zehnten seines Vermögens herzugeben; doch wird dieses Gebot nicht so streng befolgt, wie die anderen Verordnungen des Propheten.

Die Cerimonien, die bei dem Tode und der Beerdigung eines Maurer beobachtet werden, nehmen die Aufmerksamkeit des Fremden vorzugsweise in Anspruch. Man kann den Rang und den Stand des Verstorbenen nach der Anzahl von Weibern beurtheilen, die bei solchen Gelegenheiten gemietet werden, um seine Thaten zu besingen. Nachdem sie die Leiche gewaschen und in das Grabtuch eingehüllt haben, setzen sich die „Beiwerber“ im Kreise nieder und fangen an, sich in gleichmäßigem, schnellem Takte vor- und rückwärts zu schaukeln und mit aller Kraft ihrer Lunge ein Geschrei auszustößen. Die guten Handlungen des Todten werden alle der Reihe nach hergezählt; man rühmt seine Mildthätigkeit, seine Tapferkeit im Kriege, seine Treue gegen den Sultan, die Stärke seines Glaubens an die Religion und die Mirakel des Propheten und begleitet diese Lobpreisung mit einem ohrzerreißenden, durchdringenden Geheul. Da, wie man glaubt, so lange der Körper unbeerdigt bleibt, die Seele grausamen Qualen unterworfen ist und man diese recht bald der Freuden des Paradieses theilhaftig machen will, so findet das Begräbniß schon einige Stunden nach dem Tode statt. Särge werden nicht allgemein gebraucht; die Leiche wird, in das Grabtuch eingehüllt, auf die Bahre gelegt und von vier Freunden des Verstorbenen nach der Ruhestätte getragen. War dieser ein reicher Mann, so wird der Körper mit farbigen Bändern und seidnen in Gold gewirkten Schärpen geschmückt und eine Decke von weißem Musselin darüber geworfen, die man indessen am Grabe wieder abnimmt. Die Prozeßion bewegt sich mit schnellen Schritten, unter dem bekannten Ruf: „Es giebt nur einen Gott, und Muhammed ist sein Prophet!“ — einem wilden, melancholischen Gesang, der eine mächtige, ungewöhnliche Wirkung hervorbringt. Ein Maurisches Grab ist nur 2 Fuß tief, da man dem Propheten so wenig Mühe, wie nur thunlich ist, verursachen will, wenn er die Seele abholt. Die Leiche wird auf die rechte Seite gelegt, den Kopf auf den Arm gestützt und nach der heiligen Stadt blickend; dann wird sie mit einem Bretze zugedeckt, und während man die Erde hineinschaufelt, sagt der Talib ein Salah (Gebet) her, in welches die Verwandten und Freunde einstimmen (den Weibern wird nicht erlaubt, der Leichenfeierlichkeit beizuwohnen). Jetzt fordert der Talib ein Becken mit Wasser, worauf Solche, die bei Lebzeit des Verstorbenen für dessen Feinde galten, hervortreten und sich auf dem Grabe die Hände waschen, als Zeichen, daß sie allen Groll ablegen. Zum Schluß zieht sich dann nach dem Sterbehause zurück, wo man unterdessen einen Schmaus für sie angerichtet hat. Während der sieben folgenden Tage besuchen die Verwandten, in der Begleitung des Talib, das Grab, um ihren Verlust zu beweinen, die Thaten des Abgeschiedenen zu verherrlichen und seine Ruhestätte mit Cypressen-Zweigen und Blättern zu bestreuen. Freitags wird diese Ceremonie nur von den Weibern verrichtet, welche sie oft auf eine wahrhaft rührende Weise erfüllen. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, sie zu beobachten, was aber natürlich nur verstohlen geschehen kann. Eine junge Mutter sitzt bisweilen stundenlang an dem Grabe ihres verstorbenen Kindes, beugt sich über die frisch aufgeworfene Erde und macht ihren Gefühlen in unaussprechlich klagenden und harmonischen Tönen Luft, indem sie den verlorenen Liebling in jenen zärtlichen Ausdrücken anredet, die ihre reiche und mannigfaltige Sprache in solchem Ueberflusse darbietet. Dann drückt sie das Ohr gegen die Erde, um auf Antwort zu lauschen, und oft sah ich das Auge der frommen und treuerzigen Mutter leuchten und ein schwermüthiges Lächeln um ihre Lippen schweben, wenn sie ihre Worte erwidert glaubte.

Solche Züge bilden jedoch nur einzelne Lichtpunkte in einem äußerst dunklen Gemälde. Bei der Schilderung des Maurischen Charakters würde die Schattenseite nur zu sehr vorherrschen. Falsch, wankelmüthig, treulos und bigott, geben sie sich ungeachtet den unnatürlichsten und abscheulichsten Lastern hin. So groß aber auch im Allgemeinen die Verdorbenheit ist, so sind doch

einige Abstufungen wahrzunehmen, und die schlimmsten unter ihnen sind unbedingt die „Heiligen“ und Scherifs. Die Heiligen theilen sich in zwei Klassen. Die erste besteht aus Wahnsinnigen und Ibioten, die, obgleich ekelerregend und mitunter boshaft, noch bei weitem unschädlicher sind, als die abgefeimten Betrüger und Schurken, welche die zweite Klasse bilden. Letztere benutzen den Ruf übernatürlicher Kräfte und den Namen von unmittelbaren Abgesandten Gottes, um ihren Gelüsten zu fröhnen und die Verordnungen ihrer Religion ungestraft zu übertreten. Dieses Heiligen-Ami ist nicht selten erblich und geht von einer Generation zur anderen über; doch wird es auch von Personen in Anspruch genommen, die kein Erbrecht vorschützen können. Besondere Eigenschaften sind dazu nicht erforderlich; Blödsinn oder Geistes-Abwesenheit qualifiziren aber darum zur Heiligenwürde, weil sie als ausdrückliche Zeichen der göttlichen Gnade angesehen werden. So gelten auch Trunkenbolde, wenn sie fortwährend berauscht sind und ein überspanntes Wesen an den Tag legen, für Heilige und können als solche alle mögliche Verbrechen unbestraft begehen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese Tagediebe eine so zahlreiche Klasse bilden. Die Wohnung eines lebenden und das Grabmal eines verstorbenen Heiligen werden als Asyl für Missethäter betrachtet, wo die strafende Hand der Gerechtigkeit sie nicht erreichen kann. Sie bleiben hier, bis ihre Sache beigelegt ist, oder bis sie begnadigt werden. Ein Vorfall, der sich vor kurzem zutrug, beweist zur Genüge, wie weit sich dieses Asylrecht erstreckt. Der Neapolitanische Konsul wurde von einem Tangierischen Mauren angegriffen, der ihm mit einem Messer zu Leibe ging und ihn auf andere Weise mißhandelte. In Erwartung einer strengen und gewissen Strafe, nahm der Maure die Flucht und begab sich nach einer in der Nähe von Tangier liegenden Freistätte, dem Grabmal eines berühmten Heiligen. Der Konsul forderte Genugthuung, aber der Pascha weigerte sich, den Schuldigen herauszugeben; er ließ jedoch eine Wache aufstellen, um ihn zu ergreifen, sobald er sich aus dem Asyl hervorwagen sollte. Ueber einen Monat lang blieb der Maure an seinem Zufluchtsort, unter freiem Himmel übernachtend und der rauhen Herbstwitterung preisgegeben, da alle Versuche, den Konsul zu begütigen, fehlschlügen. Er fühlte das Unangenehme seiner Lage und trachtete, sein bisheriges Asyl mit einem bequemeren in der Stadt selbst zu vertauschen, wenn er dieses ohne Gefahr bewerkstelligen konnte. Hierzu bot sich ihm endlich die Gelegenheit dar, als Ben-Abu, der Oberfeldherr des Kaisers, von der Pilgerschaft nach Mekka zurückkehrend, dem Grabe seines Lieblings-Heiligen einen Besuch abstattete. Der Schuldige ergriff dessen Kleid, welches durch die Wallfahrt nach der Kaaba geheiligt war, hielt sich daran fest und wurde auf diese Weise nach der Stadt geführt, wo er von seinen Freunden empfangen und nach einem sicheren Asyl gebracht wurde. Einige Tage später ging der Konsul in den angebotenen Vergleich ein, und der Maure erhielt seine Freiheit.

Es erhellt aus diesem Beispiel, welche Ehrfurcht man einem Heiligen zollt und welche Vortheile er über gewöhnliche Bürger genießt. Der Sultan hat immer einige von diesen Leuten um sich, welche ihn auf allen seinen Reisen begleiten und ihm als Wahrsager dienen. Beim letzten Besuch des Kaiserlichen Hofes in Tangier wurde die Stadt plötzlich durch die Nachricht in Bestürzung versetzt, daß die Majestät mit ihrem ganzen Gefolge verschwunden sey. Man erfuhr später, der Heilige des Kaisers habe ihm versichert, daß der Athem der Christen ihn anstecken würde, falls er noch länger dort bliebe, und daß die schlimmsten Folgen daraus entstehen müßten; er habe sich also entschlossen, nach Fez zurückzukehren. In der Gegend von Tangier giebt es wenigstens zwanzig Sanktuarien, und das ganze Reich ist damit angefüllt. Die berühmtesten sind die Grabmäler Sidi-Balala's, in der Stadt Marokko, und Muley-Idris, des Gründers von Fez (im zweiten Jahrhundert nach der Hebschra). Ein drittes eben so heiliges Asyl befindet sich etwa fünf Meilen von Tangier und ist vorzugsweise durch den Umstand merkwürdig, daß sich vor vierzig Jahren der Prinz Muley-Jesid, ein Sohn des damals regierenden Kaisers, dorthin zurückzog, um dem Argwohn seines Vaters zu entgehen. Der Monarch schickte den Personen, denen die Bewachung des Heilighums anvertraut war, die gemessensten Befehle zu, den Prinzen daraus zu vertreiben, mit der Drohung, sonst jede lebende Seele in der Umgegend auszurotten. Hierdurch eingeschüchtert, stellten die Hüter des Orts dem Prinzen vor, daß er sie und ihre Familien der Todesgefahr aussetze, und baten ihn, sich nach einer anderen, unweit davon liegenden Freistätte zu entfernen. Muley-Jesid, der einer der besten Reiter im Lande war und sein Pferd ganz in seiner Gewalt hatte, schien ihren Wünschen nachzugeben und schwang sich in den Sattel; aber zum Erstaunen des Volkes weigerte sich das Pferd, die Thür des Asyls zu verlassen, obgleich der Prinz es auf alle Weise mit Sporen und Peitsche anzutreiben suchte. „Ihr seht“, rief dieser endlich, „daß es der offenbare Wille Gottes ist, der mich zurückhält, und keine menschliche Gewalt kann mich daher von hier vertreiben.“ Durch dieses Maurische Wunder überzeugt, entschloß sich das Volk, dem Sultan zu trosten, der es nicht wagte, seine Drohungen auszuführen.

In Nichts werden die Erwartungen des Fremden so sehr getäuscht, als in dem hergebrachten Begriff von den Reizen der Maurischen Frauen. Einige unbestimmte Ideen von schwarzäugigen Mädchen, die in Pomeranzenhainen oder unter dem Schatten blühender Mandelbäume, von Rosen, Springbrunnen und Nachtigallen umgeben, den Zebek schlagen und Liebeslieder hervorleusen, bilden das Grundwerk seiner phantastischen Träume; aber bei näherer Bekanntschaft schwinden diese Illusionen gänzlich. Die schwarzäugigen Jungfrauen verwandeln sich in häßliche, fette, ungeschickte Weibsbilder, von einer schmutzigen Ralkfarbe, zwar mit schwarzen Augen, aber mit ausdruckslosen Zügen und plumpen Gestalten; die Zebeks sind misttönende Guitarren, aus

Blasen verfertigt, die über Stücke Bambusrohr gezogen werden; statt der Fontainen sieht man vor jedem Hause ein halbes Duzend ekelhafter Pfützen und statt der Nachtigallen zahllose Meuten halbverhungertes Hunde und Katzen. Ich hatte öfters Gelegenheit, das schöne Geschlecht zu beobachten, da ein Christ in dieser Hinsicht Vorrechte genießt, welche die Eingeborenen nicht besitzen. Ist nämlich ein Maure gegenwärtig, so halten sich die Weiber dicht verschleiert; wenn sie aber einem Christen begegnen, so werfen sie, falls sie Ansprüche auf persönliche Reize machen, ohne Bedenken ihre Haars zurück, um sie ihm zu zeigen.

So wenig nun die Maurischen Frauen meinen Erwartungen entsprachen, was ohne Zweifel von ihrer sitzenden Lebensart in der Einsamkeit des Harems herrührt, so sehr wurde ich durch die blendende Schönheit der Jüdinnen überrascht. Sie sind durchgängig häßlich, und einige von ihnen gehören zu den reizendsten Frauen in der ganzen Welt (at least in the old world — wenigstens in der alten Welt — schaltet der Verfasser ein). Das Klima dieses Landes äußert zwar eine schädliche Wirkung auf weibliche Schönheit, die sich nach einem gewissen Alter ganz verliert; vor dem 25ten oder 30ten Jahre findet man indessen, vorzüglich in den südlicheren Provinzen, nicht wenige Frauenzimmer, die unsere kühnsten Träume von den sanften, ätherischen und majestätischen Reizen der Töchter Judäa's verwirklichen. Wie sehr könnte noch ihre Schönheit erhöht werden, wenn ein gebildeter Geist den Ausdruck dieser herrlichen Züge belebte! — Aber die jüdischen Frauen zeichnen sich nicht nur durch körperliche Vorzüge aus; sie legen mitunter eine Seelengröße an den Tag, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können und die vollkommen genügt, uns von der Ungerechtigkeit der gegen ihren National-Charakter gehegten Vorurtheile zu überzeugen. Ein Beispiel dieser Art, welches den Befehrungs-Eifer der Mauren sowohl als die Anhänglichkeit der Juden an ihren Glauben zu erkennen giebt, ereignete sich kurz vor meiner Ankunft in Tangier. *) Zulekiah Paschual war ein junges Mädchen von dreizehn Jahren und hatte demnach eine geistige und physische Reife erlangt, die in unserem kälteren Klima erst mit dem sechzehnten oder siebzehnten Jahr einzutreten pflegt. Ihre ungewöhnliche Schönheit hatte allgemeines Aufsehen erregt und ihr besonders die Liebe einer Nachbarin, einer alten Maurin, erworben, die von heißem Verlangen besetzt wurde, ihre reizende junge Freundin zu der ihrer Meinung nach allein seligmachenden Lehre des Islam zu bekehren. Die Umstände schienen endlich ihren Wunsch zu begünstigen. Die Aeltern Zulekiah's bedrohten sie, eines wirklichen oder eingebildeten Bergehens halber, mit einer Züchtigung, was sie veranlaßte, nach dem Hause ihrer Nachbarin zu entfliehen und deren Schutz anzusprechen. Die alte Maurin benutzte diesen Anlaß, sich zum Kadi zu begeben und ihm zu erklären, das Mädchen habe in ihrer Wohnung Zuflucht genommen, sich zum Glauben des Propheten bekannt und den Namen Allah's angerufen. Zulekiah mußte vor dem Kadi erscheinen, leugnete aber aufs bestimmteste, ihre Religion verändert oder einen solchen Schritt auch nur beabsichtigt zu haben, weshalb man sie bis auf Weiteres einsperren ließ, während der Kadi dem Hofe Bericht über diese Sache abstattete. Der Kaiser befahl, sie nach Maquinez zu schicken, wo er damals seine Residenz hatte, und bei ihrer Ankunft wurde ihr ein Gemach im Harem angewiesen. Man bot ihr prächtige Maurische Kleider an, welche sie mit Verachtung ausschlug, indem sie ihre Anhänglichkeit an die Israelitischen Sitten und Gebräuche betheuerte. Dreimal wurde sie vor den Richterstuhl des Kaisers berufen, wo sie mit der größten Unerblichkeit fortfuhr, ihre Abtrünnigkeit zu leugnen, obgleich man ihr versicherte, daß die Annahme des Islam das einzige Mittel sey, ihr Leben zu retten. Das dritte Mal wurde endlich ihr Todes-Urtheil ausgesprochen. Sie wurde sogleich von der Wache ergriffen und unter dem Zulauf des Volkes nach dem jenseits der Stadtmauern gelegenen Richtplatz geschleppt. Beim Schaffot angekommen, drang man von neuem in sie, den Namen Allah's anzurufen, worauf sie erwiderte: „die jüdische Religion sey der Glaube ihrer Vorfahren gewesen, die deswegen Verfolgung aller Art und selbst den Tod erlitten hätten, und auch sie würde nicht ansehen, sich für eine Sache aufzuopfern, für welche Propheten, Sänger und mächtige Kriegshelden ihr Leben gelassen.“ Dem Kaiser sagte sie, in Gegenwart seines Hofes und der Wachen: „seine Geschenke und Kleider wären für ein jüdisches Mädchen unziemlich und würden ihr einen Fluch zuziehen, wenn sie sie anlegte.“ Als der Monarch ihr wiederholte, daß sie Muhammed anerkennen oder das Haupt verlieren müsse, antwortete sie, daß sie eben so bereit sey, die Wahrheit ihres Glaubens mit dem Leben zu bekräftigen, als er, unschuldiges Blut vergießen zu lassen. Von Bewunderung für ihre Schönheit und Festigkeit durchdrungen, ließ der Sultan kein Mittel unversucht, sie von ihrem Entschlus abzubringen, und nachdem der Henker ihr einen Einschnitt im Nacken gemacht hatte, frug er sie zum sechstenmal, ob sie Allah anerkennen und leben wolle? Sie erwiderte mit fester Stimme: „Der Gott Abraham's, Isaa's und Jakob's ist mein Gott; ich erkenne keinen anderen.“ Ihr Haupt wurde dann vom Rumpfe getrennt. — Die zahlreichen Juden, die von diesem Auftritte Zeugen waren, vergaßen in der Wuth ihre gewöhnliche Behutsamkeit: sie stürzten sich auf die Kaiserliche Leibwache, und obgleich mehrere von ihnen schwer verwundet wurden, gelang es ihnen, sich der Leiche des unglücklichen Mädchens zu bemächtigen, welche sie in der Nähe von Maquinez im Triumph begraben. Zulekiah wird seitdem von den Juden mit Recht zu ihren Heiligen gezählt, und selbst die Mauren verehren sie als eine Märtyrerin, zum Beweise, daß der Mensch auch in seiner tiefsten Herabwürdigung ein für das Große und Edle nicht unempfindliches Herz besitzt.

*) Es ist diese Geschichte auch bereits von anderen Reisenden, jedoch mit einigen Abweichungen, erzählt worden.

Polen.

Die heutige Polnische Literatur.

(Aus dem Briefe eines Polnischen Literaten an F. Marmier.)

Trotz der traurigen Lage unseres Landes erblüht unter uns ein reges, literarisches Leben. Diese Lebendigkeit indeß thut sich mehr in historischen als in poetischen Arbeiten kund, denn die Poesie würde im Dienste des National Schmerzes und der Vaterlandsiebe vor den Augen der Censur keine Gnade finden. Unsere Dichter müssen mit großer Vorsicht ihre Gegenstände wählen und mit noch größerer Mäßigung sie bearbeiten, wenn es ihnen erlaubt seyn soll, ihre Productionen zu veröffentlichen.

Von beliebten lebenden Dichtern nenne ich Paszkowski, der Goethe's Faust übersetzt hat und eben einen Band Gedichte voll pikanter und kräftiger Stellen herausgiebt, und Norwid, den jungen phantasiereichen Verfasser mehrerer Flugschriften und einer Sammlung von Volksliedern, der gegenwärtig Deutschland und Italien bereist und uns bereits mit einigen poetischen Früchten seiner Reise beschenkt hat. Czajkowski, obgleich den größten Theil des Tages von seinen Berufsgeschäften in Anspruch genommen, widmet alle seine Mußestunden zu unserer Freude seinen erhabenen Poesieen voll künstlerischer Rundung. Auch die beiden Grafen Albert und Leon Potocki dürfen wir nicht übergehen; der Erstere, Oberst-Lieutenant in Russischen Diensten, zeichnet sich durch hohen Schwung, der Letztere durch seine gefällige, halb melancholische, halb witzige Weise aus.

Die frühere „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft“, die vor einigen Jahren unterdrückt wurde, ist seit 1841 durch eine neue Vereinigung von Schriftstellern ersetzt. Dieselben geben unter dem Titel „Warschauer Bibliothek“ ein periodisch erscheinendes literarisches Magazin heraus, das erste dieser Art, das in unserem Vaterlande Glück gemacht hat. Wir haben versucht, alle jungen Talente Polens für dieses Blatt zu gewinnen, und versprechen uns, durch dasselbe unseren Mitbürgern sowohl eine klare Anschauung von dem Fortschritte der Künste und Wissenschaften in anderen Gegenden Europa's, als auch zu gleicher Zeit eine gerechte Würdigung der literarischen Leistungen des eigenen Vaterlandes zu geben. An der Spitze dieser Unternehmung stehen der bekannte Geschichtsforscher Baliński und ein Herr Szabrancki, der eine Zeitlang das „Warschauer Panorama“ redigirt hat. Ihre thätigsten Mitarbeiter sind Alexander Kurz, dem wir viele werthvolle kameralistische Arbeiten verdanken, Sielenski, der die kritischen Artikel schreibt, und Majewski, der juristische Abhandlungen liefert. Ferner erfreut sich die Warschauer Bibliothek der Theilnahme des auch in Deutschland und Frankreich durch seine wissenschaftliche Werke rühmlichst bekannten August Cieszkowski, der unser Journal unter Anderem durch lehrreiche Betrachtungen über Griechische Philosophie und den Finanz-Zustand Englands bereichert hat. Nicht zufrieden, durch seine Arbeiten zu dem glücklichen Erfolge desselben beizutragen, opfert er ihm auch noch einen Theil seines Vermögens. Er hat die Redaction in Stand gesetzt, ihrer Zeitschrift noch eine Reihe von Polnischen Uebersetzungen der besten Werke des Auslandes beizufügen, und wir zählen bereits in dieser Sammlung mehrere Werke von Schelling, die Geschichte der Europäischen Civilisation von Guizot, übersetzt vom Professor Bentkowiński, und Blanqui's Werk über die Industrie.

Unter den Mitarbeitern der „Warschauer Bibliothek“ verdient außer den Genannten noch Kasimir Boycicki, der unermüdete Forscher vaterländischer Alterthümer, die ehrendste Anerkennung. Er hat eine große Anzahl von Werken veröffentlicht, die sämmtlich den Zweck haben, seine Landsleute über den Charakter und die Sitten ihrer Vorfahren zu unterrichten. In der einen Schrift entwirft er mit künstlerischer Feder ein Bild des häuslichen Lebens der alten Polen, in einer anderen macht er uns mit dem Ursprung und den ersten Dramen unseres National-Theaters bekannt. Endlich war er es, der unsere alten Sprichwörter sammelte und unter dem Titel *Kleiden* eine vorzügliche Sammlung unserer Volksmärchen herausgab.

Wie wir bereits bemerkt haben, betreffen die werthvollsten unter den gegenwärtigen literarischen Productionen die historischen Wissenschaften. A. W. Maciejowski hat sich durch seine Geschichte der Slavischen Gesetzgebung verdienten Ruf erworben. Baliński, ein Schriftsteller von Gewandtheit und tiefen Kenntnissen, dem man bereits eine treffliche Geschichte von Warschau und Journal-Artikel belletristischen und wissenschaftlichen Inhalts verdankt, hat kürzlich ein äußerst interessantes Werk unter dem Titel: „Memoiren der Königin Barbara Radziwiłł, Gemahlin Sigismund August's“, veröffentlicht. Der Verfasser hat seinen Gegenstand mit der größten Gewissenhaftigkeit studirt und uns eine treue Schilderung jener wahrhaft dramatischen Episode des letzten Jagellonen gegeben. Man erwartet von ihm noch ein Werk in vier Bänden, das, unter anderen historischen Studien, Biographien von Andreas Wolan, dem Vorkämpfer der Polnischen Calvinisten im 16ten Jahrhundert, und von Johann Potocki enthalten soll, dem berühmten Geschichtsschreiber der Slaven. Auch ist Baliński Herausgeber der Werke der beiden Brüder Sniadecki, von denen der eine astronomische, der andere philosophische Schriften hinterlassen hat, und zugleich Verfasser ihrer Lebensbeschreibungen. — Außerdem sey mir erlaubt, bei dieser Namen-Anzählung auch Tyszyński's und seines Buches über Slavische Gesetzgebung zu gedenken.

*) Mitgetheilt in dessen *Varsovie et la Pologne*, woraus wir kürzlich bereits die Epiloge über die Fürstliche Polen entlehnten.

Auch mehrere Frauen zeichnen sich in Warschau durch ihre Gelehrsamkeit, ihre Liebe zu den Wissenschaften und ihre Schriften aus. Madame Krakow publizirt alljährlich ein literarisches und poetisches Album, das gänzlich von Frauen redigirt wird; sie selbst hat dazu mehrere geistreiche und anmuthige Novellen geliefert, die mit Interesse gelesen werden. Madame Bewocka hat ebenfalls hübsche Erzählungen und ein Volkslesebuch geschrieben. Aber allen übrigen liebendwürdigen Schriftstellerinnen setzen wir mit wahren Nationalstolz die junge reizende Zimenda voran, die allen Triumpfen entsagend, die ihr Geist und ihre Schönheit ihr in den Salons gewinnen würden, sich in der Einsamkeit ernsten, wissenschaftlichen Studien hingiebt. Lange Zeit war sie eine Anhängerin der Hegelschen Philosophie, aber ihre junge und lebhaft Phantasie sträubte sich gegen die kalten und dürrn Lehren derselben, und so gewahren wir sie jetzt beim Studium einer religiösen Philosophie. Sie giebt selbst eine philosophische Zeitschrift unter dem Titel: „der Pilger“ heraus, in welcher sie mit seltenem logischen Talent und poetischer Auffassungsgabe die Lehren des Christenthums entwickelt.

Wir wollen diese kurze Notiz nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß im Herzen der Wojewodschaft Lublin noch der letzte Polnische Barde lebt, der Sänger einer Zeit des Ruhms, die nicht mehr ist, der Nestor unserer heutigen Dichter. Es ist der Kastellan Kozmian, der Verfasser der Polnischen Georgika. Er ist an der Gränze seiner Tage und wird uns als Erbtheil ein großes National-Epos, „Stephan Czarniecki“, an welchem er schon lange Jahre arbeitet, hinterlassen.

Mannigfaltiges.

— Italiänisches Jahrgeschenk. Von des Herrn Professor F. Valentini „Strenna Italiana pei Tedeschi“, deren ersten Jahrgang wir in diesen Blättern angezeigt, haben wir vor kurzem den zweiten erhalten, der eben so wie jener eine willkommene Erscheinung für alle Freunde der Italiänischen Sprache und Literatur in Deutschland und insbesondere für diejenigen seyn wird, die etwa ihren mit dieser Sprache sich beschäftigenden Freundinnen ein angenehmes Toiletten-Geschenk machen wollen. *) Es enthält diese Sammlung wieder Deutsche Novellen in Italiänischer Uebersetzung (Tantchen Rosmarin von H. Schöffe und die Zwillinge von Ed. Stern); ferner einen Blütenkranz Italiänischer Lyriker (Ghirlandetta di scelte poesie liriche di Classici Italiani), und zwar werden einige weniger bekannte Dichtungen von Lorenz von Medici, Angelo Poliziano, Annibal Caro, Maria Molza, Pier Martelli, Torquato Tasso, Chiabrera, Filicaja und Menzini mitgetheilt; endlich bringt auch dieser Jahrgang, wie der frühere, eine der alten Italiänischen Novellen, deren Stoff Shakespeare für seine Dramen benutzte, und zwar ist es diesmal der Mohr von Benedig. **) Dieser bildet die 27te Erzählung in der von Giraldi Cinzio unter dem Titel *Hecatommithi* um das Jahr 1560 (die dritte Auflage erschien zu Venedig 1574) herausgegebenen Sammlung von hundert Novellen. Herr Valentini weist darauf hin, daß außer der Desdemona (nicht Desdemona) keine andere der in der Italiänischen Erzählung vorkommenden Personen namentlich bezeichnet ist, so daß die Namen Dithello, Jago, Cassio, Emilia &c. wahrscheinlich von Shakespeare selbst erfunden sind. Das sogenannte *Argomento* (der Inhalt) der alten Novelle ist in der Ueberschrift derselben folgendermaßen angegeben: „Un capitano moro piglia per mogliera una cittadina venetiana; un suo allieri l'accusa di adulterio al marito; cerca che l'allieri uccida colui, ch'egli credea l'adultero; il capitano uccide la moglie, è accusato da l'allieri, non confessa il moro, ma essendovi chiari inditii, è bandito; e lo scelerato allieri, credendo nuocere ad altri, procaccia a se la morte miseramente.“ (Ein Maurischer Hauptmann raubt eine Venetianische Bürgerin, die er zum Weib nimmt; einer seiner Jähnricher klagt sie bei dem Gatten des Ehebruchs an; dieser veranlaßt den Jähnricher, denjenigen zu tödten, den er für den Ehebrecher hält; der Hauptmann ermordet sein Weib, wird von dem Jähnricher angeklagt und, da er nichts gesteht, die Indizien jedoch deutlich sind, des Landes verwiesen; der nichtswürdige Jähnricher, welcher Anderen Schaden zuzufügen meinte, giebt sich selbst elendiglich den Tod.) Auch diesesmal hat Herr Professor Valentini durch zahlreiche unter den Text des ganzen Buches gesetzte Deutsche und Italiänische Anmerkungen sowohl das Verständniß erleichtert, als interessante Momente zur Vergleichung der beiden Sprachen dargeboten.

— Italiänische Bearbeitung der Reformationgeschichte. In Italien ist eine Uebersetzung von Audin's Französischer Darstellung des Lebens, der Werke und der Lehre Martin Luther's unter dem Titel „Storia della vita, delle opere e della dottrina di Martin Lutero“ erschienen (Mailand bei Pirotta). In einer kurzen Anzeige dieses Werkes, die die *Rivista Europea* enthält, wird die Reformation il grande avvenimento della riforma genannt, was uns, eben so wie die Uebersetzung des Audin'schen Werkes, ein Beweis zu seyn scheint, daß man auch in Italien mehr und mehr einen richtigen Begriff von der großen Gedanken-Umwälzung des 16ten Jahrhunderts bekomme.

*) Der vollständige Deutsche Titel der *Strenna* ist: „Italiänisches Jahrgeschenk für Deutsche. Eine unterhaltende und durch belehrende Deutsche Anmerkungen zugleich belebende Lectüre. Von Dr. Franz Valentini aus Rom, Königl. Preuss. Professor der Ital. Sprache und Literatur in Berlin.“ Zweiter Jahrgang. Berlin, Müller, 1843.

**) Il Moro. Novella di G. B. Giraldi Cinzio.